

Sebastian Niedlich

DER  
TOD  
IST SCHWER  
ZU  
ÜBER-  
LEBEN

ROMAN

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF



Sebastian Niedlich

# DER TOD IST SCHWER ZU ÜBERLEBEN

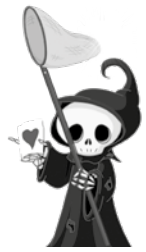
Roman

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

# INHALT

PROLOG . . . . .	7
1. EIN NEUER ANFANG . . . . .	12
2. WIEDERVEREINIGUNG . . . . .	22
3. EIN NEUER NACHFOLGER . . . . .	30
4. KAFFEE UND KRACH . . . . .	41
5. IM GEDENKEN AN DIE TOTEN . . . . .	51
6. DIE SCHWIERIGKEIT DER BERUFSWAHL . . . . .	66
7. EINE UNENTSCHLOSSENE FRAU UND EIN MÄDCHEN IM MERKWÜRDIGEN KLEID . . . . .	80
8. 3D UND DREI LEUTE . . . . .	88
9. JOBINTERVIEWS UND ANDERE KATASTROPHEN . . . . .	102
10. EINE ANDERE MÖGLICHKEIT . . . . .	108
11. SIDI BOUZID . . . . .	117
12. ARIEN UND ALKOHOL . . . . .	130
13. UNTERWEGS MIT DER FAMILIE . . . . .	138
14. PUBLIC VIEWING . . . . .	145
15. FRAGESTUNDE . . . . .	156
16. WINGARDIUM LEVIOSA . . . . .	169
17. FAMILIENRUNDE . . . . .	177
18. MERKWÜRDIGE FRAGEN . . . . .	186

19. PARADE DER UNTOTEN . . . . .	191
20. EIN JAHR IM VORBEIFLUG . . . . .	208
21. TOD IM URLAUB . . . . .	216
22. DIE NACHT VOR ALLERHEILIGEN . . . . .	223
23. GRÜBELEIEN ÜBER DAS LEBEN . . . . .	235
24. DAS ENDE DER WELT IST EIN HIPSTER . . . . .	240
25. DER TIEFERE SINN HINTER ALLEM . . . . .	247
26. DIE EINZIGE OPTION . . . . .	253
27. WIE SAGE ICH ES MEINEM KIND? . . . . .	263
28. OB-LA-DI, OB-LA-DA . . . . .	270
29. REISEN UM DIE WELT . . . . .	281
30. DIE SCHÖNSTEN TODESARTEN . . . . .	290
31. WIE IN ALTEN ZEITEN . . . . .	300
32. DIE EINFALLSREICHE ANJA . . . . .	305
33. DER LETZTE NACHFOLGER . . . . .	316
34. ABSCHIEDE . . . . .	321
35. EIN LETZTES TREFFEN . . . . .	327
36. DER LETZTE BLICK VON DER BRÜCKE . . . . .	333
EPILOG . . . . .	337
NACHWORT . . . . .	344
DANKSAGUNGEN . . . . .	346



## PROLOG

Sterben hat etwas von einem Zahnarztbesuch: Man weiß, dass man das irgendwann mal machen muss, aber Spaß hat man daran nicht.

Früher dachte ich, es sei seltsam beruhigend zu wissen, wann man sterben würde. Und ich bin schon einmal gestorben, also weiß ich durchaus, wovon ich spreche. Aber heute, am Tag, an dem ich wirklich und unumkehrbar sterben werde, fühle ich mich überhaupt nicht ruhig. Im Gegenteil: Ich habe Angst.

Nicht Angst vor dem Tod an sich. Dafür kenne ich ihn zu lange, als dass er mir noch Angst machen würde. Tatsächlich steht er gerade neben mir und lächelt mir zu, spielt mit dem Kescher zwischen seinen Fingern.

Es heißt doch immer, dass in solchen Momenten das Leben im Schnellvorlauf an einem vorbeizieht. Da ich schon mal gestorben bin, kann ich das halbwegs bestätigen. Also im »Oh, verdammt, das Auto war doch aber gerade noch gar nicht da«-Moment, wirklich ganz kurz vor dem Tod. Momentan aber lasse ich einfach nur so meine Gedanken zurückschweifen und überlege, was mich hierher geführt hat.

Ich sehe mich als kleines Kind am Krankenhausbett meiner Großmutter stehen, als plötzlich dieser Typ in seiner Kutte auftauchte. Ich wusste damals noch nicht, dass er der Tod ist – und mein bester Freund werden würde. Kurz darauf starb Oma, und ich beobachtete zum ersten Mal, wie sich ein kleiner Schmetterling von ihr löste, den der Tod mit seinem Kescher einfing. Seitdem habe ich das unzählige Male gesehen. Ich habe sogar selbst versucht, einen Schmetterling einzufangen – allerdings nicht, um ihn vor dem Tod zu bewahren, sondern um ihn vor dem Leben zu retten. Denn wenn ich ganz ehrlich bin: Mein Freund Thanatos ist mir trotz seines

Berufs irgendwie lieber als Bibi, wie sich das Leben selbst nennt. Aber das tut jetzt eigentlich auch nichts mehr zur Sache, da es mit meinem eigenen Leben vorbei ist.

Der Tod und ich haben viel Zeit miteinander verbracht. Wir gingen ins Kino und bowlen, und irgendwann stellte ich fest, dass einige seiner besonderen Fähigkeiten auf mich übergegangen waren. Damit hätte ich sicher auf Partys angeben oder eine große Nummer in Las Vegas werden können.

»Meine Damen und Herren, ich teleportiere mich jetzt von einem Ort zum anderen!«, hätte ich gesagt. Dann wäre Beifall aufgekommen und irgendein Griesgram hätte behauptet, das schon mal bei einem anderen Zauberer gesehen zu haben, aber besser.

Ich hätte auch sagen können, dass ich den Todeszeitraum jedes Menschen auf der Welt voraussehen kann, aber das ist auf Partys keine Nummer, die viel Gelächter hervorruft. Zumal der Tod der meisten Leute irgendwie langweilig ist. Es kommt eher selten vor, dass ich behaupten könnte: »Du stirbst während eines Kettensägenunfalls an einem Bungeeseil.« Und wenige würden darauf vermutlich so reagieren, dass sie beide Hände zum Metalgruß hochreißen und rufen: »YEAH!«

Genau wie der Tod kann ich mich aufteilen, so dass ich an verschiedenen Ecken der Welt gleichzeitig sein kann. Abgesehen davon, dass das anstrengend ist, kann man sich darauf verlassen, dass man trotzdem immer genau dann nicht zur Stelle ist, wenn man von einer Politesse ein Knöllchen bekommt.

Aber ich bin kein Partygänger. Und in Las Vegas trete ich auch nicht auf. Und in meiner Heimatstadt Berlin fahre ich auch eher mit dem Bus als mit dem Auto.

Der Tod räuspert sich, aber ich schaue nicht zu ihm hinüber. Er ist in meinem Leben – genauer gesagt: in meinen beiden Leben – oft genug aufgetaucht, wenn ich es am wenigsten gebrauchen konnte. Damals zum Beispiel, als er einen meiner Mitschüler mitten im Sportunterricht abholte. Oder als er meinte, mir mitteilen

zu müssen, dass ich sein Nachfolger werden soll. Darauf hatte ich noch weniger Lust als auf Partys. Zumal ich mich in Anja verliebt hatte und wirklich an andere Dinge als den Tod anderer Leute denken wollte. Also habe ich sein Angebot abgelehnt und stattdessen Medizin studiert, um meinem Freund ein wenig ins Handwerk zu pfuschen. Hat aber nur bedingt geklappt. Und meine Ehe habe ich dann schließlich auch vor die Wand gefahren. Der Schmerz, Anja und unseren kleinen Sohn Tobi verloren zu haben, saß tief. Dagegen war der Schmerz, zum ersten Mal zu sterben, ein Klacks. Ich würde allerdings niemandem raten, das nun versuchsweise auszuprobieren. Meistens endet es ja nicht mit dem Versuch, sondern – nun ja – im Ende. Und es ist nun mal nicht jeder mit dem Tod und dem Leben auf du und du – die da vielleicht irgendwas regeln können.

Tod räuspert sich schon wieder und reißt mich aus meinen Gedanken. »Ja doch ...«, sage ich.

Schon komisch: Er sieht dem Ganzen ziemlich entspannt entgegen, dabei wird auch er in Kürze sterben. Oder wie auch immer man das nennt, wenn jemand, der bereits tot ist, dann wirklich tot ist. Supertot. Oder megatot. Hypertot. Klingen alle wie Titel von einer dieser komischen Produktionsfirmen, die Filme wie *Sharknado* oder *Megashark Vs. Giant Octopus* gedreht haben. *Hypertot – Der Tod war erst der Anfang*. Irgendwie so was.

So richtig will ich das Ganze noch nicht verstehen. Vielleicht werde ich es auch nie verstehen. Vielleicht ist das aber auch völlig irrelevant, denn ich bin ja noch nicht tot und bin eben derjenige, der sterben muss.

Das Dumme ist, dass ich gezwungen bin, mich selbst umzubringen. In meinem ganzen Leben hätte ich nicht gedacht, dass ich das jemals in Betracht ziehen würde. Fast wünsche ich mir, mich hätte der Unfall damals wirklich dahingerafft. Dann wäre ich jetzt nicht in dieser blöden Situation.

Ich habe immer gedacht, Selbstmord wäre etwas für Leute, die nicht wissen, wie sie mit dem Leben klarkommen sollen. Oder

für solche, die dumm genug sind, sich von anderen einreden zu lassen, es sei für eine gute Sache. Gründe gibt es vermutlich viele, so richtig toll finde ich keinen davon. Immerhin ist mein Grund einzigartig.

Es gibt viele Wege, sich umzubringen. Manche davon sind brauchbarer als andere, da einige Varianten doch eher unsicher sind. Es ist merkwürdig, in diesem Zusammenhang von unsicher zu sprechen. Unsicher bedeutet in dem Fall, dass man sich nicht sicher sein kann, ob es wirklich zum Tod führt. Größtenteils liegt das Problem darin, dass einen irgendwer findet, bevor man tot ist. Aber wenn man sich umbringen will und es so lange dauert, dass einem jemand gegebenenfalls noch helfen kann, hat man ohnehin einen Tod gewählt, der zu lange dauert. Zumindest sehe ich das so. Ich persönlich will, dass es schnell vorbei ist. Zack, bumm. Klappe zu, Affe tot.

Irgendwann habe ich meinen Freund Thanatos mal gefragt, was er in der Hinsicht so alles erlebt hat. Natürlich waren darunter die Selbstmordmethoden, die man ehesten erwarten würde: Pulsadern aufschneiden, vor den Zug springen, sich erhängen oder die gute alte Kugel in den Kopf. Etwas spektakulärer sind da natürlich schon die Selbstmordattentäter. Oder, wie mein Freund Thanatos zu sagen pflegt: die Armleuchter unter den Selbstmördern.

Meine Optionen sind etwas beschränkt. Ich habe weder ein Messer für die Pulsadern, noch fährt hier irgendwo ein Zug. Ich habe kein Seil zum Erhängen, keine Pistole und kein Gewehr. Nicht mal eine Weste, die mit C4 vollgestopft ist, was allerdings auch kaum verwunderlich ist, denn ich verkehre eher selten in den Kreisen, wo man so etwas bekommt. Und so etwas wie »Suicide Vests R Us« ist mir in den hiesigen Einkaufspassagen bisher auch nicht begegnet.

Stattdessen stehe ich auf einer hohen Brücke. Und ich muss mir noch nicht mal Gedanken darüber machen, dass ich den Sturz überleben könnte, wenn unter dieser Brücke Wasser fließen würde. Bei der Höhe wäre das, was von mir übrig bleibt, größtenteils nur das



Geräusch, das ich beim Aufprall machen würde. Also lautmalerisch gesprochen »Splortsch« oder so etwas in der Art.

Mein Kopf sagt mir ganz rational, dass ich keine Angst vor dem Tod zu haben brauche. Und wenn ich ehrlich bin, habe ich auch, wie bereits erwähnt, keine Angst davor. Angst macht mir, dass ich Menschen in Gefahr gebracht habe. Angst macht mir, dass ich dafür gesorgt habe, dass die Welt nicht mehr richtig funktioniert. Angst macht mir, dass ich meine Familie zurücklassen muss.

»Wollen wir? Oder brauchst du noch ein paar Jahrzehnte Bedenkzeit?«, fragt Thanatos mich.

»Von *Wollen* kann ja keine Rede sein«, sage ich.

»Du weißt, was ich meine.« Seine Stimme klingt tief und vertraulich, wie immer. Tod schaut über die Brüstung der Brücke. »Donnerlittchen.«

Auch ich werfe einen Blick hinunter. Eigentlich habe ich keine Höhenangst. Eigentlich. Ich nehme den Kopf sehr schnell wieder zurück.

»Ob-La-Di, Ob-La-Da«, sagt Tod.

»Eben nicht. Das ist ja das Problem. Und irgendwelche japanischen Touristen scheinen auch nicht in der Nähe zu sein, die mir wieder das Leben retten könnten.«

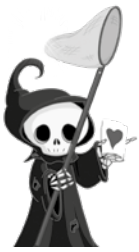
»Also rein technisch gesehen, hat der Mann dir damals nicht ...«

»Ja, ja«, unterbreche ich ihn. »Es waren keine vierunddreißig Jahre. Ich bin ein wenig enttäuscht. Du hast gesagt, dass es noch einmal vierunddreißig Jahre werden.«

»Diese Entwicklung konnte doch nun wirklich niemand vorhersehen«, sagt mein Freund in der Kutte. »Aber alle Dinge müssen vergehen, das weißt du doch.«

Ich nicke resigniert.

Nein, kein Krankenhaus diesmal. Keine schmerzhaft Reha. Diesmal ist es vorbei. Diesmal ist es das Ende. Aber so hatte ich mir das nicht vorgestellt, als ich nach meinem letzten Tod aus dem Krankenhaus kam.



## KAPITEL 1

# EIN NEUER ANFANG

Ich glaube, ich kann mit Berechtigung sagen, dass von einem Auto angefahren zu werden, gegen ein Brückengeländer zu schlagen und dann im Dreckwasser der Spree zu ertrinken, keine Erfahrung ist, die man irgendwem wünscht. Geschweige denn nachahmen sollte. Schlimmste Jahrmaktfahrt aller Zeiten. Aber genau das war es, was mir widerfuhr.

Die Ärzte waren überrascht, dass ich den Unfall lebend überstanden hatte. Passiert ihnen auch nicht alle Tage, dass so ein Fall eingeliefert wird. Meinen Verletzungen nach zu urteilen, dachten sie vermutlich, ich sei der schlechteste, aber mit dem größten Glück gesegnete Stuntman aller Zeiten.

Ich wusste es natürlich besser. Ich hatte gar nicht überlebt, aber ich wollte damit nicht hausieren gehen. Selbstverständlich war ich dankbar, eine zweite Chance zu bekommen, aber es war keine gute Idee, den Ärzten auf die Nase zu binden, dass ich nur lebte, weil ich die anthropomorphischen Versionen von Tod und Leben persönlich kannte und sie verhindert hatten, dass ich in die ewigen Jagdgründe einging. Vermutlich hätte mir das einen Aufenthalt in einer ganz anderen Form von Heilanstalt eingebracht.

Ich verbrachte etliche Wochen im Krankenhaus, bis sich mein Körper wieder halbwegs in die Form gebracht hatte, die ein Mensch haben sollte. Meine Ex-Frau Anja und unser gemeinsamer Sohn Tobias besuchten mich regelmäßig und brachten mir Essbares mit, das zumindest den Namen verdiente. Beim Krankenhausessen war ich mir nicht so sicher, ob man damit nicht eine baldige Rückkehr ins Hospital sicherstellen wollte. Andererseits hätte einen manche Suppe dort gegen den atomaren Holocaust immun gemacht.

Eigentlich musste das Essen sehr gesund sein, denn ihm fehlte es in jeder Hinsicht an Geschmack.

Die Genesung gab mir Zeit, über mein Leben nachzudenken. Nicht jedem ist es vergönnt, sein Leben nach einem so einschneidenden Erlebnis fortzuführen. Aber gerade deswegen macht man sich Gedanken, ob man es so wie bisher fortsetzen will. Ich hatte im Bewusstsein zu sterben viele Entscheidungen getroffen, die ich so nicht mehr treffen würde. So hatte ich nicht um Anja gekämpft, nachdem ein Missverständnis uns auseinandergbracht hatte. Ich wollte ihr den Schmerz über meinen frühen Tod ersparen und nahm an, durch eine Trennung wäre es einfacher für sie. Mittlerweile war ich mir da nicht mehr so sicher.

Ich war sehr erleichtert, als mir die Ärzte erlaubten, das Krankenhaus zu verlassen, auch wenn ich längst noch nicht wieder in Ordnung war. Anja und Tobias holten mich ab, da meine Beinknochen noch nicht verheilt waren, und kutschierten mich im Rollstuhl hinaus. Nach Wochen hatte ich endlich den Eindruck, dass alles gut werden würde.

Anja nahm mich mit zu sich nach Hause. Sie argumentierte, dass sie sich so besser um mich kümmern konnte, obwohl ich sie gar nicht darum gebeten hatte. Mir war es fast etwas unangenehm, weil ich gerade ihr gegenüber nicht als jemand auftreten wollte, der auf der faulen Haut liegt und ihr sagt, was sie mir zu bringen hat. Aber viel mehr als herumliegen konnte ich eben nicht, und sie sagte, dass sie mir gerne half. Natürlich war ich dankbar, denn zum einen wäre ich in meinem Zustand in der eigenen Wohnung gar nicht klargekommen, zum anderen brauchte ich so nicht mal einen Vorwand, um mit ihr und Tobias zusammen zu sein. Und irgendwie hatte ich den Eindruck, dass es ihr ebenfalls nicht nur darum ging, mich besser pflegen zu können.

Wahrscheinlich hätte ich auch bei meiner Mutter unterkommen können, die als Rentnerin über mehr Zeit als Anja hätte verfügen müssen. Aber wie das mit Rentnern so ist: Die sind immer mit

irgendwas beschäftigt. Besonders dann, wenn sie glauben, dass ihr Sohn vielleicht wieder mit der Mutter ihres Enkels zusammenkommt.

Soweit schien wirklich alles gut zu sein. Tagsüber, wenn Anja arbeitete und Tobias in der Schule war, packte mich mitunter die Langeweile. Es macht das Leben nicht spannender, wenn man sich kaum bewegen kann.

Das Hauptproblem mit der Langeweile war, dass ich anfang, über meinen eigenen Tod zu grübeln. Ich war gestorben und hatte bis zu meiner Wiedererweckung weder etwas gefühlt noch erlebt. Nun war ich nie ein religiöser Mensch gewesen, der daran glaubte, dass man nach dem Tod auf einer grünen Liegewiese landet, wo man mit nicht enden wollenden Snacks versorgt wird und fromme Lieder singt. Trotzdem konnte ich nichts gegen das flauere Gefühl im Magen machen, das durch die Bestätigung, dass da nichts war, aufkam. Immerhin war ich nicht als irgendein Tier wiedergeboren worden. Es wäre doch ziemlich dämlich, wenn man irgendwann stirbt, um dann hinterher festzustellen, dass man ein neues Dasein als Schlachtschwein oder Schmeißfliege auf dem Bauernhof vor sich hat.

Aber das war nicht das Einzige, über das ich nachgrübelte. Mein Job war ein anderes Thema, das mich nicht losließ. Denn nachdem ich nun tot gewesen war, wusste ich nicht mehr, ob ich mit meinem Leben als Arzt wirklich glücklich war. Natürlich gefiel es mir, Leuten zu helfen, umso mehr nahm es mich mit, wenn ich es nicht konnte. Und selbst die Unterstützung durch die Fähigkeiten des Todes – zum Beispiel das Voraussehen des Todes eines Patienten – half mir nicht dabei, es besser zu verdauen, wenn ich daran nichts ändern konnte. Insofern überlegte ich, ob nicht ein anderer Beruf, in dem ich gar nichts mit dem Tod von Menschen zu tun hätte, besser wäre. Aber auch diese Gedanken drehten sich meistens im Kreis, und es gelang mir zunächst nicht, zu einem abschließenden Ergebnis zu kommen.

In diesem Zusammenhang machte ich mir natürlich auch Gedanken darum, wie ich mit den Eigenschaften, die ich von Tod übernommen hatte, umgehen sollte. Ich wollte nie seinen Job übernehmen, und er hatte es verhindert. Mir kam es richtig vor, die Fähigkeiten nicht mehr zu verwenden. Wenn ich ein normaler Mensch sein wollte, der einfach sein Leben lebt, konnte ich mich nicht munter durch die Welt teleportieren, auch wenn das eine sehr praktische Sache war. Auch das Aufteilen auf mehrere gleiche Körper hätte mir geholfen, wenn ich beispielsweise beschlossen hätte, Koch zu werden. Ich hätte sämtliche Vorbereitungen gleichzeitig selbst machen können – unter anderem Kartoffeln schälen und Paprika klein schneiden –, aber ich hatte zum einen nicht vor, Koch zu werden, und es wäre mir zum anderen unfair vorgekommen, die Eigenschaften derartig zu missbrauchen.

Normalerweise hätte ich gegen die Langeweile und zwecks Ablenkung einfach irgendwelche Filme geschaut, aber meine DVDs und Blurays standen bei mir daheim im Regal. Anja hatte mir zwar eine Handvoll Discs mitgebracht, aber nachdem ich zum dritten Mal *The Big Lebowski* gesehen hatte, reichte es mir erst mal. So hatte ich nur die Möglichkeit, mich tagsüber mit dem Fernsehprogramm zu beschäftigen, das sich anfühlte, als würde mein Gehirn langsam, aber sicher formatiert. Die andere Möglichkeit war, ausgiebig zu lesen.

Es ist faszinierend, wie viel man weggelesen bekommt, wenn man nichts Besseres zu tun hat. Zumindest, wenn man das richtige Lesematerial benutzt. Ich hatte Anja gebeten, mir von daheim *Krieg und Frieden* von Leo Tolstoi mitzubringen. In einem Kaufrausch vor ein paar Jahren hatte ich mir einen Stapel Bücher zugelegt, die in die Kategorie »Sollte man mal gelesen haben« fielen. Salingers *Der Fänger im Roggen*, Steinbecks *Von Mäusen und Menschen* und Huxleys *Schöne neue Welt* waren einige der literarischen Werke, zu denen ich bisher nicht gekommen war. Der Unterschied war allerdings, dass sie alle zusammengenommen nicht den Umfang von *Krieg und Frieden* hatten. Und sie waren auch nicht so schwer zu

lesen. Zeitweise hatte ich den Eindruck, als wollte Tolstoi mir jeden einzelnen Menschen vorstellen, der während der Napoleonischen Kriege in Russland gelebt hatte.

Tagelang quälte ich mich durch das Buch. Dabei schien ich kein Stück voranzukommen, denn immer wieder fielen mir die Augen zu, weswegen ich manche Stellen drei- oder viermal lesen musste. Manchmal überkam mich aber auch einfach die Müdigkeit und ich döste auf der Couch ein, bis Tobias von der Schule nach Hause kam und wieder Leben in die Bude brachte, oder mich dazu überredete, zum gefühlt fünfundzwanzigsten Mal *Batman Begins* anzuschauen.

Seitdem ich aus dem Krankenhaus gekommen war, hatte ich weder von Thanatos noch von seinem Gegenstück – oder sagt man Gegenperson? – Bibi, dem Leben, gehört. Der Tod in der schwarzen Kutte und das fröhliche kleine Mädchen mit dem Schmetterlingskleid waren anwesend, als mich Anja zum Auto rollte, aber sie waren eher mit sich beschäftigt, dabei hatte ich ein Gespräch mit ihnen bitter nötig. Nun hatte ich mit Bibi ohnehin nie viel zu tun gehabt, aber Thanatos tauchte zumindest immer wieder mal auf, wenn auch manchmal viel Zeit zwischen den Besuchen verging. Vielleicht war ich ungeduldig, weil meine Wiederbelebung uns nun doch länger aneinanderband. Vermutete ich zumindest. Es dauerte allerdings gute anderthalb Wochen, bis er mich mit dem Stock des Keschers anstupste, als ich mal wieder bei der Lektüre eingeschlafen war.

»Tolstoi?«, fragte er in seiner tiefen Stimme, in der etwas Verwunderung mitschwang.

Ich schüttelte den Kopf, um munter zu werden. »Was? Tolstoi? Ach, das Buch, ja.«

»Das war ein merkwürdiger Kerl«, sagte Tod und setzte sich auf den Sessel mir gegenüber.

Ich war schon wieder drauf und dran, zu fragen, ob er wirklich Tolstoi gekannt hatte, aber ich hatte früher schon öfter solche Fragen gestellt, meistens dann, wenn es sich um berühmte Persön-

lichkeiten handelte. Natürlich kannte Tod die. Tod kannte jeden. Oder würde jeden kennen. Früher oder später. Ich vergaß das regelmäßig.

Ich gähnte. »Inwiefern war er merkwürdig?«

»Wurde etwas wunderlich auf seine alten Tage. Ist dann vor seiner Frau im Zug geflüchtet und hat sich dabei eine Lungenentzündung zugezogen. Er ist ins Bett des Bahnhofsvorstehers von diesem kleinen Ort gekrochen und dort gestorben, umringt von Schaulustigen und Journalisten. Einer der etwas merkwürdigeren Tode, wenn man mal von denen absieht, die irgendetwas mit Extremsport zu tun haben.«

Ich stand noch etwas neben mir und antwortete nicht.

»Ich hatte auch mal einen Kunden, der durch das Buch gestorben ist«, fuhr er fort und deutete mit seinem dünnen Finger auf den Wälzer, den ich gerade auf den Tisch hievt.

»Was?«, fragte ich, noch immer nicht ganz bei der Sache.

»Ist aus dem Regal gefallen und hat den Kerl erschlagen. Bibliothekare sind sich gar nicht im Klaren darüber, wie gefährlich sie leben.«

»Sicher«, sagte ich mit skeptischem Unterton. »Was machst du eigentlich hier?«

Tod sah ernüchert aus. »Da rettet man jemandem das Leben, und dann wird man so abschätzig begrüßt. Ich dachte, ich komme mal auf einen Krankenbesuch vorbei, oder darf ich das nicht?«

»Natürlich darfst du, und so war das doch gar nicht gemeint. Eigentlich habe ich mich sogar auf ein Gespräch mit dir gefreut. Ich bin, wie gesagt, momentan noch nicht ganz klar im Kopf.«

»Und ich dachte, dein Schädel sei das Einzige, was an deinem Körper nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde.«

Ich ging auf die Bemerkung nicht ein.

»Apropos Schädel: Fällt dir nicht die Decke auf den Kopf?«, fragte er. »Ich meine das übrigens nicht buchstäblich. Das Haus scheint in tadellosem Zustand zu sein.«

»Schon, aber was soll ich machen?« Ich deutete auf meine eingegipsten Beine. »Ein Spaziergang im Park fällt wohl aus.«

»Du könntest ein wenig die Sonne genießen. Vielleicht an unserem alten Stammplatz auf den Azoren.«

Ich schüttelte den Kopf. »Und dann soll ich Anja erklären, wie ich plötzlich so braun geworden bin? Oder mir den Gips vollschwitzen? Ist ja schon schlimm genug, dass der Sommer gerade anfängt. Nein, danke. Außerdem denke ich, dass ich das mit dem An-andere-Orte-springen in Zukunft lassen sollte. Wie auch alles andere, was mit deinem Job zu tun hat.«

Tod schaute überrascht.

»Was?«, fragte ich. »Denkst du etwa immer noch, dass ich deinen Job übernehmen werde? Ich dachte, darüber seien wir mittlerweile nun wirklich hinweg.«

»Nein, nein«, sagte Tod. »Ich habe durchaus akzeptiert, dass ich wohl nach einem neuen Nachfolger Ausschau halten muss. Es überrascht mich nur, dass du die Eigenschaften, die bereits auf dich übertragen wurden, so bereitwillig aufgeben willst.«

»Scheint mir das Richtige zu sein. Gerade weil ich nicht dein Nachfolger werde.«

Tod verzog das Gesicht. »Ich hatte den Eindruck, dass dir das in deinem Beruf durchaus geholfen hat, oder täusche ich mich da?«

Ich lächelte. »Nein. Das stimmt schon. In gewisser Weise. Manchmal auch nicht. Aber ich habe nicht vor, weiter diesem Beruf nachzugehen.«

Nun machte Thanatos wirklich große Augen. »Du willst nicht mehr Arzt sein?« Er legte den Keschel auf den Boden und beugte sich interessiert vor.

»Ich ... ich hab jetzt genug Zeit gehabt, darüber nachzudenken. Und ich denke, ich habe mich entschieden.«

»Warum?«, fragte er ungläubig.

»Ich will keinen Job mehr machen, in dem ich Leuten begegne, die gerade den schlimmsten Tag ihres Lebens durchmachen.«



Tod stützte den Kopf auf seine linke Hand, mit der er sich gleichzeitig an der Wange kratzte, gerade so, als würde er intensiv über das nachdenken müssen, was ich gerade gesagt hatte. »Ich dachte, deine Profession macht dir Spaß. Mir schien, du hättest immer eine Affinität dazu gehabt, Leuten zu helfen.«

Ich nickte. »Vielleicht bleibe ich auch Arzt, orientiere mich aber um. Ich kann nur nicht ... ich kann so nicht weitermachen.«

»Mich deutet, es wird tatsächlich ein vollkommener Neuanfang für dich, was?«

Ich nickte. Natürlich war mir klar, dass ich etwas ändern wollte, aber im Grunde war ich gerade dabei, mein Leben auf den Kopf zu stellen. Unsicher war ich dennoch, was die Zukunft bringen würde. »Wir werden sehen.«

Tod schien immer noch zu grübeln. Ich war mir nicht ganz sicher, woran das lag. Vielleicht fand er meine Entscheidung unerfreulich, weil sie in gewisser Weise bedeutete, dass wir uns seltener sehen würden. Vielleicht machte er aber wieder Pläne für mich, von denen ich noch nichts wusste.

»Hast du deiner früheren Frau schon davon berichtet?«, fragte er nach einer langen Denkpause.

Ich schüttelte den Kopf. »Bis jetzt habe ich noch nicht den richtigen Moment gefunden. Im Grunde ist mir selbst noch nichts wirklich klar. Eigentlich wollte ich damit warten, bis ich eine Vorstellung davon habe, was ich stattdessen machen soll.«

»Seid ihr wieder ...«, setzte Thanatos an, aber ich unterbrach ihn.

»Weiß ich nicht. Und versuche gar nicht erst, das wieder zu torpedieren.«

Tod schaute unschuldig drein. »Ich doch nicht.«

Ein Klappern kam von der Eingangstür, als der Schlüssel von außen eingesteckt wurde. Tod drehte den Kopf zur Wohnzimmer-tür, und wir lauschten beide, wie Tobias seine Schuhe und den Schulranzen in die Ecke plumpsen ließ und dann in den Raum gerannt kam, um mich zu begrüßen.

»Hallo, Papa!«, sagte er freudig, als er am Fußende der Couch stand und mir zuwinkte.

»Komm doch mal her und umarme mich«, sagte ich, und Tobi kam näher gehüpft.

Glücklicherweise konnte Tobi, wie alle anderen Menschen, Thanatos nicht sehen. Ich hätte auch nicht gewusst, wie ich ihm den Mann mit der Kutte und dem Kescher hätte erklären sollen.

Der Tod sah etwas gelangweilt aus, als Tobi mich umarmte. Er hob den Kescher vom Boden auf und drehte ihn zwischen den Fingern.

»Wie war die Schule?«, fragte ich meinen Sohn, als er sich wieder von mir löste.

»Okay.«

»Nur okay?«

Tobi zuckte mit den Schultern.

»Hausaufgaben?«, fragte ich ihn, aber er schüttelte den Kopf.

»Ich geh spielen!«, juchzte er und sprang wieder davon. »Ich muss dir was zeigen, was ich gebaut habe«, brüllte er kurz darauf aus dem Kinderzimmer, aus welchem das vertraute Geräusch von LEGO-Steinen kam, die ausgeschüttet wurden.

»Ich nehme an, du bist jetzt beschäftigt und wir müssen diese Konversation an einem anderen Tag fortsetzen«, sagte Tod und stand auf, den Kescher fest umschlossen.

Ich fragte mich, ob Thanatos meine Gedanken als Affront gegen ihn verstanden hatte. »Du kannst gerne wieder vorbeikommen«, sagte ich. »Aber wenn Tobi da ist, muss ich halt ...«

Tod winkte ab. »Schon klar. Ich muss mich ohnehin noch um ein Flugzeug kümmern.«

Dann verschwand er.

Tobi kam kurz darauf mit einem aus LEGO gebauten Block zurück, der wohl das Batmobil darstellen sollte, allerdings fehlten die Räder. Zumindest gab ihm das die Gelegenheit zu fragen, ob wir nicht einen Batman-Film ansehen könnten.

Mein Blick fiel auf das Buch von Tolstoi. Dann sagte ich: »Okay.«

Erst später am Abend, als wir die Nachrichten schauten, sah ich den Bericht über den Absturz eines Flugzeugs, der 152 Menschenleben gekostet hatte.